

Methoden als Herrschaftswissen: über die verborgene Syntax empirischer Wissenschaft

Sturm, Gabriele

Postprint / Postprint

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sturm, G. (2005). Methoden als Herrschaftswissen: über die verborgene Syntax empirischer Wissenschaft. In C. Harders, H. Kahlert, & D. Schindler (Hrsg.), *Forschungsfeld Politik: Geschlechtskategoriale Einführung in die Sozialwissenschaften* (S. 45-66). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58539-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Methoden als Herrschaftswissen

Über die verborgene Syntax empirischer Wissenschaft

1. Vorbemerkungen

Methoden gehören zum Standardprogramm einer guten Wissenschaftsausbildung. Und ihre Kenntnis ist nahezu unverzichtbar, will mensch als Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler in einer empirisch orientierten Disziplin forschend und lehrend tätig sein und bleiben. Methoden sind aber auch über den engen Rahmen wissenschaftlichen Forschens hinaus von zentraler Bedeutung:

„*Methode* bezieht sich auf die Reflexion des Verhältnisses von Gegenstand und Erkenntnis (bzw. Begriff); (Unterrichts-) Methodik stellt dagegen die Frage nach den Schritten, Formen, Phasen der Vermittlung durch den Lehrenden bzw. der Aneignung durch den Lernenden. Methode ist folglich der Weg (griech. *hodós*) nach etwas hin (griech. *metá*), der *zielbestimmte Weg* (der Erkenntnis). Die methodische Strukturierung muß – unabhängig von den sonstigen Verfahrensweisen – die individuell-subjektiven (anthropogenen) und situativen Voraussetzungen der Lernenden [d.h. auch der Forschenden, G. S.] mit dem objektiven, sozialkulturell bedingten Sachanspruch vereinigen“ (Mickel 2000: 107, Herv. i.O.).

Für in diesem Sinne gedachte und verwendete Methoden¹ ist es erstrebenswert, möglichst viele Wege kennenzulernen, auszuprobieren oder zur Verfügung zu stellen. Es gilt, einem Ziel nachzustreben, und der eingeschlagene Weg ergibt sich aus einem Zusammenwirken subjektiver und objektiver Faktoren. Im Alltag finden wir manche Wege eher zufällig, viele Wege gehen wir in Begleitung anderer und achten kaum auf die Stationen, anderen Wegen folgen wir aufgrund einer Karte bzw. eines Plans. Dies ist bei der wissenschaftlichen Suche nach neuen Erkenntnissen kaum anders.

¹ Ich verwende in diesem Artikel den Begriff der Methode(n) als übergeordneten. Darunter fallen sowohl *Methodologie* im Sinne von Methodentheorie bzw. Konzeptionierung und Reflexion des methodischen Vorgehens als auch die *Forschungs- oder Gestaltungsmittel*, d. h., die einzelnen Techniken bzw. die speziellen Werkzeuge methodischen Arbeitens, als auch *Verfahren*, in denen bestimmte Zwecksetzungen bereits immer mit ausgewählten Mitteln kombiniert als Einheit auftreten.

Allerdings ist moderne Wissenschaft kein Geschäft für Jedermann und schon gar nicht für Jedefrau. So scheint sich innerhalb der gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen insbesondere der Bereich der Methoden besonders erfolgreich gegen weibliche Vertreterinnen abschotten zu können. Nachdem in Deutschland vor rund 100 Jahren auch Frauen zum Studium an öffentlichen Hochschulen zugelassen wurden, ist laut Statistischem Bundesamt seit dem Wintersemester 2002/03 die Mehrheit der StudienanfängerInnen der weiblichen Genusgruppe zuzuordnen (Statistisches Bundesamt 2004).² Dagegen liegt der Frauenanteil an allen Professuren im Jahr 2002 bei 11,9 %. Den zu konstatierenden drastischen Filterprozess schreiben Jutta Allmendinger, Nina von Stebut und Stefan Fuchs (2002: 12ff.) einem Bündel von individuellen, organisationalen und gesellschaftlichen Ursachen zu. Wenn diese AutorInnen in ihrem Gutachten aber zugleich vor der Gefahr warnen, eine höhere Einbindung von Frauen in Führungspositionen der Wissenschaft mit einem Attraktivitäts- und Prestigeverlust wissenschaftlichen Arbeitens zu erkaufen – ein Zusammenhang, auf den verschiedene Studien immer wieder hingewiesen haben – stellt sich die Frage der „gesellschaftlichen Machtordnung“ (ebd.: 20) unvermindert. Es geht also allenfalls vordergründig um Qualifikation, stattdessen um die Wahrung bestehender Hierarchien im Wissenschaftssystem, von denen das Geschlechterverhältnis eine der markanten ist. Vor allem um „die Koinzidenz von Feminisierung und Entwertung“ (Wetterer 2000: 210) zu vermeiden, werden die Zugangsbedingungen zu den als exklusiv geltenden Berufsfeldern nach Bedarf – und für AußenseiterInnen meist nicht erkennbar – angepasst.

Im Zusammenhang mit *organisationalen Ursachen*³ ist davon auszugehen, dass nicht nur die Verteilung der Professorinnen auf Dotierungen und auf Disziplinen, sondern auch die auf Fachgebiete symptomatisch für die Machtordnung innerhalb einer Wissenschaft wie für deren Außenwirkung ist. Insofern vermute ich fortdauernde Mechanismen, mit denen männliche Dominanz zumindest in den Leitungspositionen der akademischen Welt aufrechterhalten werden soll (vgl. Krais 2000). Mit dem folgenden Text möchte ich entlang einer hypothetischen Struktur wissenschaftlichen Handelns überlegen, in welchem *Zusammenhang* die *Praxis des Methodendiskurses an Universitäten und in wissenschaftlichen Standesvertretun-*

² Hinsichtlich der StudienanfängerInnenquote, die den Anteil an der gleichaltrigen Bevölkerung angibt, wiesen Männer und Frauen bereits 1996 mit je 28,1 % den gleichen Anteil auf. Im Jahr 2002 ist diese Quote für Männer auf 36,5 % und für Frauen auf 38,7 % gestiegen.

³ Zu den *organisationalen Ursachen* zählen insbesondere

- Unsicherheit und Zufälligkeit des Karriereweges verbunden mit extremer persönlicher Abhängigkeit,
- partikularistische Züge im Peer-Review-Verfahren, die Wissenschaftlerinnen benachteiligen,
- mikropolitisch eine unterschiedliche Wertschätzung, die Frauen im Prozess von ‚Schulung‘ als weniger gewinnbringend einstuft.

gen möglicherweise mit der *Präsenz von Frauen und Männern in verschiedenen Wissenschaftsfeldern* steht. Meine dahinter stehende These lautet, dass der derzeit heftig tobende Methodenstreit⁴ zum einen auf einen Wandel wissenschaftlicher Leitvorstellungen hinweist und zum anderen überdecken soll, dass zentrale Entscheidungskriterien empirischen Arbeitens kaum öffentlich verhandelt werden, um so ohne Widerspruch erwünschte Ziehsöhne – selten Ziehtöchter – der eigenen ‚Schule‘ im Wissenschaftssystem zu etablieren.

Zunächst werde ich auf die selten thematisierte Handlungslogik empirischer Wissenschaften eingehen (2), diese dimensionsweise vorstellen und bisherige Methodendiskussionen der Frauen- und Geschlechterforschung⁵ daran orientiert kurz darstellen (3, 4, 5). Abschließend (6) werde ich versuchen, daraus Folgerungen hinsichtlich des Standes wissenschaftlichen Wandels und der Position von Frauen im Wissenschaftssystem zu ziehen.

2. Methodologische Struktur wissenschaftlicher Theorie und Empirie: Semantik – Syntax – Pragmatik

In den 1970er Jahren änderten sich die wissenschaftstheoretischen Debatten infolge der Thesen von Thomas S. Kuhn (1973): Seine Analyse der Naturwissenschaften⁶ ließ ihn ein *Modell der Wissenschaftsentwicklung* formulieren, das durch lange Phasen der Normalwissenschaft geprägt ist. Diese kann in Zeiten starken Wandels aufgrund des Umsturzes ihrer Paradigmata abgelöst werden durch revolutionäre Wissenschaft, die sich dann wiederum langsam zur neuen Normalwissenschaft auf-

⁴ In der Deutschen Gesellschaft für Soziologie stellt sich die Auseinandersetzung – zugespitzt formuliert – als Gegeneinander dar von Rational-Choice-Vertretern einerseits, die auf statistische Datenanalyse eingeschworen sind, und Vertreterinnen verschiedener interpretativer Ansätze andererseits, die ihr Material ohne Einsatz von Statistik analysieren.

⁵ In Anlehnung an Regina Becker-Schmidt (1999) verwende ich *Frauenforschung* als Bezeichnung für alle Untersuchungen, die den Einflussfaktor ‚Geschlecht‘ in der Wissensproduktion, in der Gestaltung von sozialen Welten oder in der Ausrichtung von Diskursen thematisieren und dabei die gesellschaftlich vernachlässigten Interessen von Frauen deutlich machen wollen. *Geschlechterforschung* richtet sich hingegen auf die Analyse der Situation von Angehörigen beider Genusgruppen oder auf eine Entschlüsselung der kulturell-gesellschaftlichen Konstruktion von Geschlecht. *Feministische Wissenschaft* beruft sich darüber hinaus auf die emanzipatorischen Impulse politischer und wissenschaftlicher Strömungen, die insbesondere von Frauen und für Frauen gesetzt wurden zwecks Veränderung eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses. Feministisch gilt u. a. als Synonym für ‚kritisch‘ – kritisch insbesondere gegenüber universalisierenden und einseitig männlichen Sichtweisen sowie gegenüber wissenschaftlichen Positionen, die durch einen Mangel an Selbstreflexivität gekennzeichnet sind.

⁶ Meine Einschätzung der Wissenschaftsentwicklung geht von *homologen* Denkstrukturen aus, die einen strukturellen Vergleich von Natur- mit Gesellschaftswissenschaften erlauben (vgl. Sturm 2003a).

baut. Als Paradigma gelten – an den Ideenbegriff Platons anknüpfend, der ein allgemeinstes Wesensmerkmal sowie ein ewiges Urbild kennzeichnet –

„kollektive und/oder individuelle (einer Tradition von Theoriearbeit und theoriegeleiteter, Forschungsarbeit prägender) Beispielleistungen (Vorbilder) im Verlauf der Wissenschaftsentwicklung. Paradigma behält in dieser Hinsicht seine normative Bedeutung. Paradigmatisch sind auch überlieferte Bezugsprobleme, woran sich bestimmte Forschungsgemeinschaften über die Zeit hinweg als maßgebend orientieren“ (Ritsert 1996: 171).

Paradigma taucht bei Kuhn jedoch auch als Begriff für bestimmte Bestandteile von Theorien sowie für methodische Verfahren auf, z.B. für weltanschaulich geprägte Hintergrundannahmen, spezielle Seinsvorstellungen, ausgewählte Begriffsmuster und syntaktische Grundstrukturen. Weiterhin gehören auch Maßstäbe bzw. Kriterien für die Theorie- und Forschungsarbeit als Lehrbeispiel dazu, um unterscheiden zu können, was als wissenschaftliche/s Problem/lösung oder als Scharlatanerie einzustufen ist (ebd.: 172).

Um den etwas schillernden Paradigma-Begriff zu umgehen und zugleich die *Wechselwirkung zwischen äußeren geschichtlichen Faktoren und immanenter Entwicklung von wissenschaftlichen Disziplinen* zu berücksichtigen, führt Jürgen Ritsert in seinen Schriften zur Logik der Sozialwissenschaften den Theoriebegriff weiter aus (ebd.: 150ff.). Er folgt der Tradition der griechisch-antiken Vorstellung einer systematischen Betrachtung (theoria) und Darstellung oberster Ursachen, Zwecke und Prinzipien und führt drei Dimensionen an, die als konstituierend für Theorien gelten können und somit auch Theorienvergleiche erlauben: Dies sind

- die *Semantik* einer Theorie als ihr Aussagegehalt,
- die *Syntax* einer Theorie in Form ihrer formallogischen Ordnungsprinzipien, sowie
- die *Pragmatik* einer Theorie als ihr Praxisbezug (ebd.: 153).

Werden Theorietypen nach *syntaktischer* Struktur unterschieden, so akzeptieren AnhängerInnen des Kritischen Rationalismus nur Satzordnungen als Theorie, die axiomatisch-deduktiv arrangiert sind. Schlüssige und brauchbare Alternativen sind allerdings in den Traditionen induktiver Logik oder dialektischer Konfigurationen entstanden, und derzeit werden weitere Ansätze alternativer logischer Strukturen z.B. in den Geschichts- und den Kulturwissenschaften oder in feministischer Erkenntnistheorie (ebd.: 340ff.) diskutiert.

Entsprechend vielfältige und teilweise in entgegengesetzte Richtungen weisende Setzungen sind für die *semantischen* Dimensionen von Theorie zu konstatieren: Zum einen gehören *Zusammenhangsbehauptungen bzw. -vermutungen* zu den Grundbestandteilen jeder Theorie. Mit solchen Aussagen geht eine intersubjektiv verbindliche Festlegung von Grundbegriffen einher, aus denen sich die gesamte

Begrifflichkeit einer Theorie in der Regel hierarchisch nach Graden der Allgemeinheit herleitet. Der Relationstyp der aufgestellten Zusammenhangsaussagen prägt unter anderem die unterschiedlichen Entwicklungsdynamiken von Theorien – z.B. als deduktiv abgeleitetes Gesetzeswerk oder als hermeneutisch sich erweiterndes Beschreibungssystem. Dabei sagt der verschiedenartige Umgang mit Daten und Begriffsbildung noch wenig über Abstraktion und Idealisierung aus, die alle Theorien vornehmen. Für Letztere sind die Kriterien für Aufnahme, Beibehalten oder Verwerfen theorieprägender Aussagen relevant. Zum anderen prägen die *Kernvorstellungen* einer Theorie nicht nur deren semantische Dimension, sondern bilden überhaupt deren Dreh- und Angelpunkt – bilden quasi die Zentralreferenz. Als Formationsprinzip des gesamten Diskurses sind sie allen anderen Aussagen vorgeordnet. Als *Zentralreferenz* normieren sie, „*was* als ein für die Theorie relevantes Problem zu gelten hat, *wie* die Probleme strukturiert sind und *worin* eine erfolgreiche Bearbeitung bzw. Lösung eines Problems besteht“ (ebd.: 162). Anders ausgedrückt geht es um Schlüsselsemantiken, um zentrale Ordnungsvorstellungen sowie um Kriterien der Problematisierung. Diese „Kernvorstellungen einer Theorie sind entschieden einwandfester als andere Komponenten“ (ebd.: 161).

Alle Theorien weisen schließlich noch eine *pragmatische* Seite auf. Die Frage, wozu Theorien verwendet werden können, lässt sich dabei innerwissenschaftlich wie auch hinsichtlich der Praxisbezüge beantworten. Innerwissenschaftlich besteht Dissens über die Reichweite von Lösungen, was unter anderem im Spannungsfeld der Begriffe Erklären – Prognose – Verstehen diskutiert wird. Bei den Praxisbezügen werden die Bedingungen von Theorieentwicklung, die Konsequenzen theoretischer Modelle und empirischer Forschungsprozesse sowie die Implikationen – also wie und inwieweit externe Faktoren der gesellschaftlichen Praxis in die innere Ordnung einer Theorie eingehen – thematisiert. Besonders um den letzten Aspekt ging es in den Jahrzehnten um 1900 herum im sogenannten Werturteilsstreit zwischen Mitgliedern des *Vereins für Socialpolitik* (ebd.: 23ff.).

Ich komme wieder auf Kuhns Konzeption ‚Wissenschaftlicher Revolutionen‘ zurück. Darin sind für die Phase einer reifen (Normal-)Wissenschaft Kontinuität, Kumulation und Fortschritt kennzeichnend, für die Phase der Krise stehen Umwälzungen aller bisherigen Denk- und Vorgehensweisen an, verknüpft mit scharfer Konkurrenz in den zwischen-paradigmatischen Phasen der Wissenschaftsentwicklung. Will sich eine Disziplin möglichst lange in der Phase der Normalwissenschaft halten, ist vor allem der Bereich der Zentralreferenz zu schützen und zu verteidigen – insofern ist gemäß Ritsert zu fragen, was zu den Kernvorstellungen eines Fachs zu zählen ist. Für die verschiedenen gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen (Ökonomie, Politikwissenschaft, Soziologie) sind meines Erachtens immer noch funktionalistische Ansätze verknüpft mit einer in der Regel quantitativ auswerten-

den Variablenforschung dominant, auch wenn andere Positionen nicht mehr gänzlich verschwiegen oder verdrängt werden können. Allerdings sind diese Fächer derzeit in unterschiedlichem Ausmaß paradigmatischem Wandel unterworfen: Soziologie als die gesellschaftlich vielleicht am wenigsten wirksam eingeschätzte Disziplin weist derzeit wohl die größte Variation theoretischer Positionen und methodischer Konzepte auf – verbunden mit heftigen fachlichen Auseinandersetzungen; dagegen präsentiert sich Ökonomie zwar mit traditionellen Streitpositionen, nichtsdestotrotz aber mit einem relativ engen Kanon theoretischer und methodischer Lehrmeinungen. So wie sich die meisten Disziplinen derzeit im Rahmen universitärer Wissenschaft arbeitsteilig strukturieren, wirken insbesondere die *Lehr- und Forschungsschwerpunkte* „Theorie“ und „Methoden“ als *Horte der Zentralreferenz*. Dies gilt wiederum im Sinne Kuhns nicht nur hinsichtlich der Inhalte, sondern auch hinsichtlich der Personen, die zur jeweils tragenden Forschungsgemeinschaft zugelassen werden.

Hinsichtlich der von mir fokussierten Beteiligung von WissenschaftlerInnen am (Normal-)Wissenschaft konstituierenden Methodendiskurs ist zu erwarten, dass Frauen zwar ‚gezwungenermaßen‘ in den Teildisziplinen zugelassen werden, die auf die unterschiedlichen Praxisfelder einer Wissenschaft ausgerichtet sind. In den Bereichen ‚Theorie‘ und ‚Methoden‘ als Garanten der Zentralreferenz dürften sie allenfalls als legitimierende Minderheit geduldet sein. Um den zugrunde liegenden Ausschlussmechanismen auf die Spur zu kommen, will ich im Weiteren zunächst darlegen, wie sich eine entlang Semantik, Syntax und Pragmatik strukturierte Handlungslogik auf empirische Forschung auswirkt. Eine zusammen mit Ingrid Breckner entwickelte *Systematik mit sechs methodologischen Denk- und Arbeitsschritten* (Breckner/Sturm i. A.), die aus der Lehrpraxis in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen entstanden ist, soll mir im folgenden Analyseprozess helfen, die Methodendiskussionen der Frauen- und Geschlechterforschung hinsichtlich der angenommenen Zentralreferenz zeitgenössischer Normalwissenschaft zu beurteilen (vgl. auch Sturm 2004).

Idealtypisch sollten sich alle Entscheidungen hinsichtlich der Methodenwahl auf die drei oben eingeführten Ebenen beziehen (vgl. auch Kriz et al. 1990: 47ff.). Jede *methodologische Entscheidung* – im Sinne theoretischer Begründungen methodischer Schritte – ist zudem in einem Aushandlungsfeld zu treffen zwischen der Objektwelt des wissenschaftlichen Gegenstands und der Position der forschenden Subjekte, von der aus Ziele, Zwecke und Mittel der wissenschaftlichen Praxis bestimmt werden. In Zusammenhängen feministischer Forschung ist es selbstverständlich, dass in einem solchen Interaktionsprozess die Objektseite nur ‚durch die Brille‘ der wissenschaftlich Handelnden sichtbar werden kann (vgl. Schlücker 2003). Die Objektperspektive wird gefiltert durch die Interessen, Kenntnisse und

situativen Möglichkeiten der Forschungssubjekte und ist nur durch diese erfahrbar – zur Subjektperspektive gehören neben der Reflexion der objektiv erfahrenen Vorgaben die begründet zu treffenden Entscheidungen. Für die hier benutzte Systematik methodologischer Forschungsschritte ergibt sich aus den beiden unterschiedlich möglichen Perspektiven auf ein methodologisches Ziel eine Doppelung der Entscheidungsstruktur: In der Überblickstabelle sind deshalb für jede Entscheidungsebene je ein Zugang aus der antizipierten Objekt- und einer aus der Subjektperspektive aufgeschlüsselt.

Die *Semantik* des Themen- und Problemfeldes wird durch die Erkundungen des wissenschaftlichen Handlungsfelds, das von der Objektwelt geprägt ist, und über die Zielbestimmung durch das wissenschaftlich handelnde Subjekt erschlossen. Diese beiden Arbeitsschritte zielen auf die Klärung dessen ab, was traditionell *Entdeckungszusammenhang* genannt wird. In den beiden folgenden methodologischen Schritten steht die *Syntax* des Themenfeldes im Vordergrund. Sie wird entschlüsselt durch die Erkundung der Ordnung der Objektwelt und durch die subjektive Zweckbestimmung des wissenschaftlichen Handelns. Sie dient der Konzeption des *Begründungszusammenhangs* des wissenschaftlichen Vorgehens. Abschließend gilt die Aufmerksamkeit der *Pragmatik* des wissenschaftlichen Vorgehens. Sie entsteht durch eine Präzisierung des von der Objektwelt nahe gelegten wissenschaftlichen Handlungsbedarfs und die subjektive Auswahl von Handlungsmitteln im Rahmen der Operationalisierung der wissenschaftlichen Fragestellung. Mit der Fokussierung der Pragmatik in der methodologischen Vorbereitung wissenschaftlichen Handelns wird der *Begründungszusammenhang* abschließend formuliert und der angestrebte *Verwertungs- und Wirkungszusammenhang* konzeptionell abgesichert. Selbstverständlich greifen diese Schritte in der wissenschaftlichen Praxis ineinander und sind im Konzeptionsprozess nur schwer voneinander zu trennen. Zur Reflexion und Evaluation des eigenen Tuns ist die hier vorgestellte analytische Unterscheidung jedoch äußerst hilfreich.

Tabelle 1: Idealtypische Handlungslogik einer Forschungs- und Gestaltungskonzeption (Quelle: Breckner/Sturm i. A.)

	<i>Ziel</i>	<i>Methodologische Entscheidung</i>	<i>Zugang</i>	<i>Zweck</i>	<i>Handlungsweg</i>
SEMANTIK	Abklärung des Entdeckungszusammenhangs	Wissenschaftliches Handlungsfeld	Objekt	Erkundung des Themenfelds	Klärung des Erkenntnisinteresses
		Zielbestimmung	Subjekt	Formulierung der Themenstellung	Begründung des wissenschaftlichen Handlungsziels
SYNTAX	Konzeption des Begründungszusammenhangs	Feldordnung	Objekt	Untersuchung der Ordnungsstruktur der Themenstellung	Qualifizierung von Art und Güte der inhaltlichen Zusammenhänge
		Zweckbestimmung	Subjekt	Formulierung der forschungsleitenden Frage	Eingrenzung der Themenstellung auf den zu bearbeitenden Ausschnitt
PRAGMATIK	Formulierung des Begründungs- und Absicherung des Verwertungszusammenhangs	Wissenschaftlicher Handlungsbedarf	Objekt	Begründung des wissenschaftlichen Vorgehens	Festlegung der Forschungs- bzw. Gestaltungsidee
		Mittelbestimmung	Subjekt	Operationalisierung der Fragestellung	Entwicklung des Forschungsplans

3. Betonung der Semantik in der feministischen Methodologiedebatte

Innerhalb der vorgeschlagenen methodologischen Entscheidungsstruktur für empirisches Arbeiten richtet sich die *Bestimmung der Semantik* eines Themen- und Problemfeldes auf die inhaltliche Struktur. Wächst z.B. aufgrund einer massiven Frauenförderung der Frauenanteil im Wissenschaftsbetrieb, was von einigen als Erfolg der politischen Steuerung deklariert und von anderen kritisch beurteilt wird, und werden daraufhin zunehmend systematisch Informationen gesammelt, entsteht eine mehr oder weniger umfangreiche Sammlung von theoretischen, methodischen und praktischen Notizen, Berichten oder Abhandlungen, die den Stand der Wissenschaft hinsichtlich des Themenfeldes ‚Frauen im Wissenschaftssystem‘ beinhaltet.

Damit ist ein *wissenschaftliches Handlungsfeld* abgesteckt. Aus einer Zuspitzung des Erkenntnisinteresses auf den nach wie vor marginalen Anteil von Frauen an Leitungspositionen könnte sich eine Themenstellung ergeben, die den Zusammenhang von Genusgruppenzugehörigkeit, Herkunftsmilieu und individuellen Karriere-möglichkeiten anvisiert. Damit ist die *Zielbestimmung* für einen möglichen weiteren Forschungsprozess erfolgt.

Wissenschaftshistorisch dokumentierte sich der feministische Methodologiediskurs erstmals anlässlich der ersten *Berliner Sommeruniversität für Frauen* im Jahr 1976 zum Thema „Frauen und Wissenschaft“. Dort manifestierte sich die Unzufriedenheit von Studentinnen und Dozentinnen mit der Praxis der 1968er Bewegung, die frauenpolitische Felder weitgehend vernachlässigte. Nach der Gründung autonomer Frauenzentren ging es den wissenschaftlich tätigen Frauen darum, zum einen die Verknüpfung der unterschiedlichen Praxisfelder von Frauen herzustellen und zum anderen die Erfahrungen eines weiblich geprägten Alltags und die Reflexionen der Frauenbewegung auch in ihr wissenschaftliches Arbeiten einfließen zu lassen. Daraus folgte eine Kritik sowohl am männlichkeitszentrierten und von Männern dominierten Wissenschaftsbetrieb als auch am Frauen unterdrückenden Geschlechterverhältnis. Insgesamt wurde Feminismus als Projekt umfassenden gesellschaftlichen Wandels proklamiert (was eher auf den Wirkungszusammenhang anspielt), und feministische Wissenschaft wurde als fortwährender kritischer Erkenntnisprozess konzipiert, getragen von gemeinsamer Reflexion des forschenden wie gestaltenden Handelns (vgl. Althoff, Bereswill & Riegraf 2001: 19ff.). Die zu jenem Zeitpunkt formulierten Kriterien sind weitgehend als Voraussetzungen methodologischen Handelns einzustufen, die den *Entdeckungszusammenhang der entstehenden Frauenforschung* spezifizieren und von der traditionellen akademischen Wissenschaft abgrenzen. Die Kennzeichnung des ‚eigenen Standpunktes‘ und die Formulierung der Widersprüche des ‚weiblichen Lebenszusammenhangs‘ lieferten das kritische Potenzial, mit dem Kernvorstellungen und Zusammenhangsbehauptungen in Frage gestellt wurden.

Parallel zu den methodologischen Überlegungen, die direkt aus der Erfahrung mit Frauen- und beginnender Geschlechterforschung resultierten, lieferte die *feministische Wissenschaftskritik* eine unerschöpfliche Quelle methodologischer Debatten. Vor allem Philosophinnen und Naturwissenschaftlerinnen verwiesen den universellen Gültigkeits- wie den Objektivitätsanspruch der (Normal-)Wissenschaft ins Reich des Androzentrismus. Trotz recht unterschiedlicher Argumentationen sind sich die Kritikerinnen auch in diesem Themenfeld hinsichtlich eines durch die eigene Genusgruppenzugehörigkeit bedingten Standortes als Basis wissenschaftlicher Untersuchungen einig (z.B. Harding 1990 und Klinger 1990) – betonen damit wiederum den Entdeckungszusammenhang wissenschaftlicher Erkenntnis.

4. Wenig explizierte Syntax – nicht nur in feministischer Wissenschaft

Die *Bestimmung der Syntax* richtet sich auf Setzungen und Regeln, die die gewählte Themenstellung beeinflussen und strukturieren. Benötigt wird ihre Kenntnis zur Konzeption des Begründungszusammenhangs. Die ‚Grammatik des Themenfelds‘ setzt sich zusammen aus der formallogischen Ordnung der Objektwelt und aus der Argumentationslogik der Forschungssubjekte: Mit der syntaktischen Struktur werden der für die Datenanalyse relevante Reduktionsgrad (quantitativ – qualitativ) sowie Logiken des Schlussfolgerns (abduktiv, deduktiv, induktiv) nahegelegt und daraus abgeleitet Systematisierungs- und Argumentationsmöglichkeiten (z.B. hermeneutisch oder dialektisch oder kritisch-rationalistisch oder pragmatistisch, vgl. z.B. Kriz et al. 1990: 122-151) erschließ- und begründbar. Die gedoppelte Entscheidungsstruktur präsentiert sich in dieser Phase methodologischen Handelns durch die Ermittlung der *Feldordnung* und die *Zweckbestimmung*, mit der die Fragestellung des wissenschaftlichen Vorgehens eingegrenzt und präzisiert wird.

Um die Feldordnung zu bestimmen, sind Art und Güte der inhaltlichen Zusammenhänge im durch die Themenstellung ausgewählten Gegenstandsbereich zu qualifizieren. Als Zugang zu den Ordnungsmustern eines Gegenstands steht wissenschaftliches und alltägliches Erfahrungswissen zur Verfügung. Die Feldordnung ist damit abhängig von der im Rahmen semantischer Setzungen gewählten (Alltags-)Theorie. Erkenntnistheoretisch wird zwischen *vollständigen und unvollständigen Ordnungen* unterschieden.

Eine Ordnung gilt dann als vollständig, wenn alle relevanten Themenaspekte (Dinge, Personen, Orte, Zeiten, Ereignisse, Situationsverläufe, Eigenschaften etc.) bekannt sind und hinsichtlich bestimmter Kriterien zueinander in Beziehung gesetzt werden können. Dieser Idealzustand einer vollständigen Ordnung ist in der Regel nur in mathematisch eindeutig definierten Denksystemen gegeben – in gesellschaftswissenschaftlich bedeutsamen Themenfeldern sind relativ vollständige Ordnungen für überschaubare Themenstellungen in bereits gut erforschten Feldern anzunehmen. In dem Beispiel einer Untersuchung des Zusammenhangs von Genusgruppen- und Milieuzugehörigkeit mit Karrierechancen kann nur dann von einer eher vollständigen Ordnung ausgegangen werden, wenn nur eine überschaubare Anzahl genau festliegender Aufstiegswege sinnvoll zu unterscheiden ist, wenn die unterstützenden bzw. hemmenden Verstärker aus dem Spektrum sozialen, kulturellen und symbolischen Kapitals eindeutig einzuschätzen sind, und wenn keine weiteren für Karriereverläufe bedeutsamen Einflussfaktoren anzunehmen sind. Solches hätte *für die Mittelwahl die Konsequenz*, dass im Falle eines Forschungsvorhabens die Datenerhebung mit *standardisierten Instrumenten* sowie eher *geschlossenen Strategien* und die Auswertung unter Zuhilfenahme von *Statistik* geschehen sollte –

im Falle eines Gestaltungsvorhabens entsprechend *festgelegte Implementations- und Umsetzungsverfahren* eingesetzt werden könnten.

Mit unvollständigen Ordnungen sind Beziehungsgeflechte gemeint, in denen konstitutive Aspekte unklar oder nicht bekannt sind und/oder nicht zueinander in Beziehung zu setzen sind. Je geringer das eigene Vorwissen oder zugängliches Wissen zur gewählten Themenstellung ist, je weniger die als relevant angesehenen Aspekte zähl- oder messbar sind oder je mehr vorhandene Erklärungen zu den formulierten offenen Fragen angezweifelt werden, desto weniger sollte entsprechend einer vollständigen Ordnungsstruktur geforscht werden. Solches hätte *für die Mittelwahl die Konsequenz*, dass im Falle eines Forschungsvorhabens die Datenerhebung mit *unstandardisierten Instrumenten* sowie eher *offenen Strategien* und die Auswertung hauptsächlich mittels *qualitativer Rekonstruktion* geschehen sollte – im Falle eines Gestaltungsvorhabens entsprechend *variable Implementations- und Umsetzungsverfahren* eingesetzt werden müssen. In dem hier herangezogenen Beispiel wäre dies der Fall, wenn eher unklar ist, welche Faktoren derzeit Karriereverläufe bestimmen, wenn zudem das Zusammenwirken verschiedener gesellschaftlicher Differenzierungsdimensionen (Rasse, Klasse, Geschlecht als eher vertikale und Generation, Ethnie, Religion, sexuelle Orientierung oder Milieu als eher horizontale) mit der Genusgruppenzugehörigkeit nicht eingeschätzt werden kann, oder wenn Zweifel darüber bestehen, was als gesellschaftlich herausragende Position bzw. Elite anzusehen ist.

Die Subjektperspektive auf der Syntax-Ebene der Forschungskonzeption ist durch die erforderliche *Zweckbestimmung* des Forschungsvorhabens gekennzeichnet. D.h., die zuvor festgelegte Zielsetzung ist so zu operationalisieren, dass mit der Formulierung einer forschungsleitenden Frage die Themenstellung auf den letztlich zu bearbeitenden Gegenstandsausschnitt eingegrenzt wird. Entsprechend verschiedener wissenschaftlicher Erklärungsmodelle sind mögliche Fragestellungen unterschiedlich ausgerichtet. Für deren Systematisierung wird hier auf ein *methodologisches Trivium* verwiesen (Sturm 1994: 94ff.). Dessen Beziehungsgefüge weist drei Schlussweisen (Abduktion, Deduktion, Induktion) sowie drei Aussagefelder (empirische Aussagen, theoretische Aussagen, Strukturaussagen) auf. Jede der drei Schlussweisen geht von zwei als gesichert angenommenen Aussagefeldern aus und erschließt daraus das fehlende Dritte.

Bei der *Abduktion* wird das empirische Material eines Falls mit Hilfe aller zugänglichen, interpretierenden (theoretischen) Aussagen – gleichgültig, ob diese aus der Alltagserfahrung oder aus wissenschaftlichen Theorien stammen – in unterschiedliche, möglichst kontrastierende Lesarten hinsichtlich der den Fall begründenden Zusammenhangsstruktur aufgefächert. Die so formulierten wahrscheinlichen VorAussagen, auch ‚erklärende Hypothesen‘ genannt, müssen sich im kom-

munikativen Prozess der Wissenschaft Treibenden über das bekannte Material bewähren, weshalb diese Schlussweise auch als ‚Sherlock-Holmes-Logik‘ gekennzeichnet werden kann. Die typische Erhebungsform für abduktives Vorgehen ist die Einzelfallstudie. Der Erkenntniszweck ist auf eine *Entschlüsselung der den Erscheinungsformen zu Grunde liegenden Struktur* gerichtet. In der Frauen- und Geschlechterforschung sind es insbesondere Biografieforschung, Diskursanalyse oder die dokumentarische Methode, die abduktiv vorgehen. Obwohl diese Ansätze in der Regel mit qualitativ-rekonstruierender Datenanalyse arbeiten, folgt die Wahl qualitativer Verfahren ausschließlich aus der Ordnungsstruktur der Themenstellungen feministischer Wissenschaft und nicht aus der Abduktionslogik. Wenn im oben entwickelten Beispiel z.B. nicht sicher ist, wodurch derzeit Karriereverläufe nachhaltig gelenkt werden, ist unstandardisiert und offen zu arbeiten. Wenn sich die Fragestellung zudem auf die Erkundung veränderter Beziehungsgefüge in einer *scientific community* richtet, sind diese Karrierestruktur prägenden Zusammenhänge z.B. anhand von Berufsbiografien abduktiv zu ermitteln.

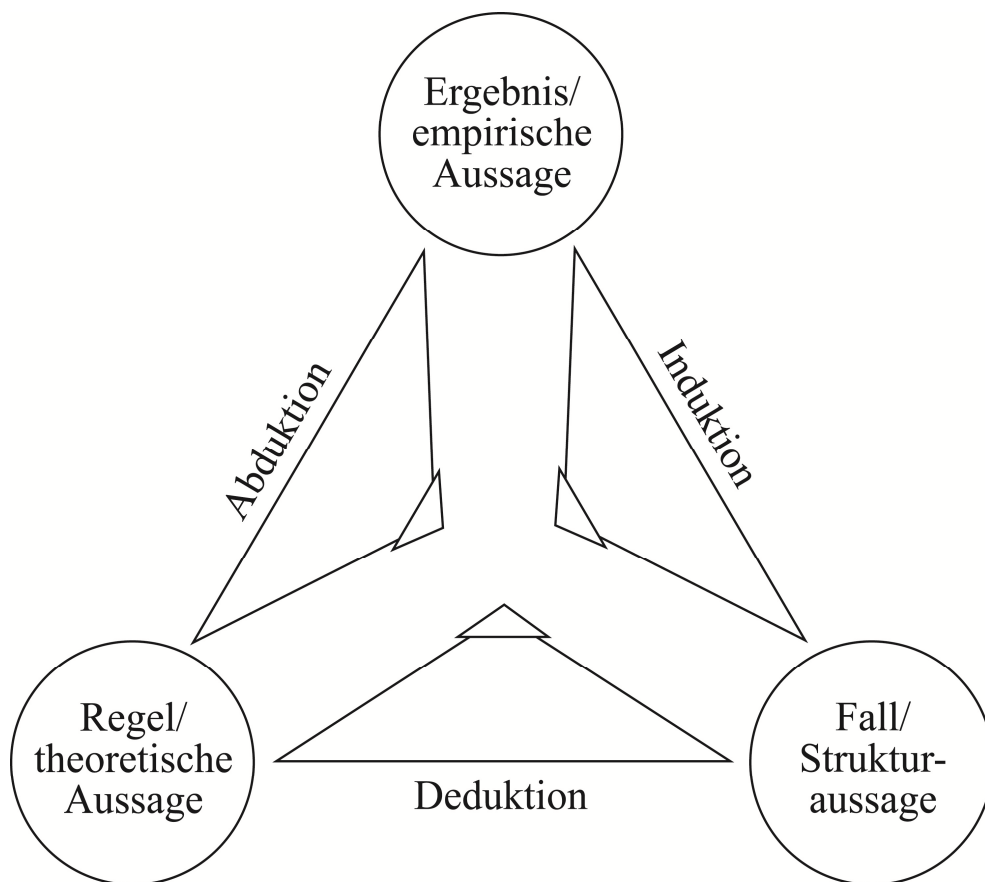


Abbildung 1: Methodologisches Trivium der drei Erklärungsmodelle der Abduktion, Deduktion, Induktion (Modifikation von Sturm 1994: 96).

Bei der *Deduktion* wird eine besondere Aussage (These) aus allgemeinen anderen Aussagen (Hypothesen, bestehend aus theoretischen Sätzen, die in einer Struktur zusammenwirken) gemäß logischer Regeln abgeleitet. Sind die Hypothesen im Sinne von Axiomen oder Gesetzen wahr, so ist die These deduktiv beweisbar bzw. der empirische Einzelfall vorhersehbar. Die Ausgangsebene einer solchen deduktiven Erklärung liegt dann in der Form „Wenn ..., dann ...“ sowie empirisch belegter Ursache bzw. Randbedingung (das „wenn“) vor; das zu erklärende Phänomen besteht aus dem erwarteten und zu beobachtenden empirischen Ereignis. Die typische Erhebungsform für deduktives Vorgehen ist das Experiment, und der Erkenntniszweck ist auf eine *Überprüfung und Sicherung von vorgenommenen Setzungen*, z.B. von logischen Gesetzen, gerichtet. Beispielsweise könnte eine Hypothese, dass die Ausschöpfung des Potenzials an hochqualifizierten Frauen bislang als Wettbewerbsgröße keine Rolle spielt, anhand eines Vergleichs von personalsuchenden mit personalgesättigten Branchen untersucht werden. Diese Schlussweise war bislang in der Frauen- und Geschlechterforschung nicht sehr verbreitet (außer in der Form des Gedankenexperiments), da es zunächst eher um die Entdeckung unbekannter Zusammenhänge und die Entwicklung neuer Theorien ging als um die Überprüfung bereits etablierter Konzepte.

Der *Induktionsschluss* geht von einer Anzahl empirischer Einzelaussagen über Gegenstände aus, für die bestimmte Strukturaussagen in Form operationalisierter Merkmale als wirkungsrelevant angenommen werden – indem z.B. Geschlecht ausschließlich als dichotome Variable verwendet wird. Häufen sich Zusammenhänge zwischen den so konstruierten Variablen, kann auf die allgemeine Gültigkeit dieser Merkmalskoppelungen für alle vergleichbaren Gegenstände geschlossen werden. Wie die Abduktion kann auch die Induktion niemals schlüssige Beweise, sondern nur Wahrscheinlichkeitsaussagen liefern. Die traditionelle Erhebungsform für induktives Vorgehen ist ein Survey. Gemeint ist damit in der Regel eine Erhebung von Massendaten, z.B. über die angestrebten Berufe von Frauen und Männern einer bestimmten Jahrgangsstufe oder über die Genusgruppenverteilung in einem speziellen akademischen Berufsfeld. Der Erkenntniszweck ist auf eine *Entwicklung verallgemeinerbarer Aussagen* gerichtet, z.B. bezüglich des unterschiedlichen individuellen Arbeitsangebotsverhaltens von Männern und Frauen oder hinsichtlich wirksamer Anreize für Arbeitgeber zur Beschäftigung von hochqualifizierten Frauen. Aktuell arbeiten in der Frauen- und Geschlechterforschung vor allem die Konzeptionen, die der *Grounded Theory* folgen, mit dem Induktionsschluss. Aber auch die in der Anfangszeit weit verbreiteten Studien der *Oral History* oder aus *Sozialstatistiken* abgeleitete Situationsanalysen gehen induktiv vor.

Allerdings treten diese subjektgebundenen Entscheidungen für ein zweckangemessenes Erklärungsmodell selten pur bzw. isoliert auf: In Forschungsprozessen

schichten sich neue Erkenntnisse in der Regel einer Spiralform folgend auf, wobei Schlusslogiken einander in der Aufeinanderfolge ergänzen. Letzteres geht in der Praxis mit der Kombination unterschiedlicher Techniken einher, was unter den Begriffen des Methodenmix oder der Triangulation (vgl. Flick 1991) fungiert, wobei im Falle von unterschiedlich spezifizierten Teilbereichen eines Themenfeldes auch quantitative und qualitative Zugangsweisen miteinander kombiniert werden können. Im Falle solcher Kombinationspraxis könnte dann deutlich werden, dass die immer wieder aufgekochten Streitigkeiten um die ‚wahre Methodenlehre‘, die sich häufig als Gegensatz quantitativ versus qualitativ präsentieren, Spiegelfechtereien sind und von bedeutsameren Beweggründen – z.B. wer die Besetzung von C4-Methoden-Professuren entscheidet und damit Einfluss auf die sich wandelnde Zentralreferenz des Faches nimmt – ablenken sollen.

Im Feld feministischer Wissenschaft führte eine eher themenfeldgebundene Reflexion über die Methoden der Erkenntnisgewinnung in Zusammenhang mit unterschiedlichen theoretischen Präferenzen und nicht zuletzt abhängig von je disziplinären Denkstilen zu einem breiten Spektrum von Verfahren, die heute in der Frauen- und Geschlechterforschung eingesetzt werden. Eine bewusste Auseinandersetzung mit der Syntax der sich höchst komplex darstellenden Themenfelder, die unvermeidlich Konsequenzen auch für den Verwertungszusammenhang hat, fand nur teilweise statt. Ein Beispiel dafür ist das Problemfeld ‚Gewalt gegen Frauen‘, das in politischen wie wissenschaftlichen Öffentlichkeiten weitestgehend verschwiegen wurde und damit ein Nicht-Thema war. Dieser wissenschaftlich quasi unbekannte Gegenstand verlangte von den Forscherinnen, ihre vorhandenen methodischen Werkzeuge entsprechend der Syntax ihres Themenfeldes zu verändern oder zumindest neu zu kombinieren (vgl. Hagemann-White et al. 1981). In den 1990er Jahren veränderten sich dann mit den theoretischen Fokussierungen auch die methodologischen Zugriffe: Nachdem vor allem Forscherinnen angetreten waren, die traditionellen Wissensbestände hinsichtlich der Situation von Frauen zu ergänzen und Fragen nach dem Geschlechterverhältnis und seiner strukturierenden Wirkung in gesellschaftlichen Prozessen (einschließlich der Wissenschaft) zu stellen, wurde zunehmend die *Kategorie Geschlecht* selbst in Frage gestellt (vgl. unter anderem Feministische Studien 2/1993, Sturm 2003b). Das sich durchsetzende Bewusstsein, dass Frauen keine homogene Gruppe sind, dass Geschlecht zwar eine tragende, aber nicht die einzig relevante Dimension sozialer Ungleichheit ist, sowie der Anspruch, das Themenfeld der unterschiedlichen Geschlechterrelationen nur interdisziplinär ausloten zu können, trugen dazu bei, dass sich neben den Zielsetzungen auch die Zwecksetzungen feministischer Forschung ausdifferenzierten. Wenn Geschlecht als erklärungsbedürftiges, am ehesten relationales Phänomen zu behandeln ist, müssen in der Empirie kontextsensible, ergebnisoffene und anti-

essentialistische Verfahren Verwendung finden. So finden derzeit neben den vor allem in Deutschland etablierten Studien einer feministisch gewendeten Kritischen Theorie, Studien mit ethnomethodologischem oder diskursanalytischem Ansatz weite Verbreitung (vgl. Althoff et al. 2001: 187ff.). Die in solchen Studien eingesetzten Verfahren der dokumentarischen Interpretation, des Krisenexperiments oder der Dekonstruktion kultureller Phänomene zielen alle auf eine Spezifizierung des Begründungszusammenhangs feministischer Forschung. Und trotzdem meine ich feststellen zu müssen, dass im Begründungszusammenhang feministischer Wissenschaft vor allem die grundlegende Syntax bislang zu wenig genau reflektiert wurde, und unter anderem dadurch eine Mitsprache kritischer Wissenschaftlerinnen im normalwissenschaftlichen Veränderungsprozess zumindest geschwächt worden ist.

5. Pragmatik: Entscheidung für forschende Politikwissenschaft oder für gestaltende politische Praxis

Im methodologischen Entscheidungsprozess muss die *Bestimmung der Pragmatik* all den zuvor getroffenen Entscheidungen folgen. Die Objektperspektive kommt in dieser Phase insofern zum Tragen, als der *wissenschaftliche Handlungsbedarf* eher politikwissenschaftliche Forschung *oder* eher politische Gestaltung gesellschaftlicher Situationen und Zustände im Sinne von Umsetzung und Anwendung von Forschungsergebnissen nahe legt. Zugleich werden die zeitlichen, räumlichen, personellen, finanziellen etc. Handlungsspielräume deutlich, die Auswirkungen auf den praktikierbaren Forschungs- oder Gestaltungsprozess und seine erzielbaren Erträge haben. Aus der Subjektperspektive führt die Operationalisierung der handlungsleitenden Frage im Rahmen der verbleibenden Möglichkeiten nun endgültig zur *Mittelbestimmung*:

Im politikwissenschaftlichen Forschungsfall sind abhängig von Semantik und Syntax mehr oder weniger standardisierte Erhebungsinstrumente (Inhaltsanalyse, Beobachtung, Befragung, interaktive Re-/Konstruktionen) und mehr oder weniger offene Erhebungsstrategien (Forschungsdesign, Fokussierung, Kontrolle) mit eher ‚qualitativen‘/sprachlich rekonstruierenden oder ‚quantitativen‘/statistisch modellierenden Datenanalyseverfahren zu kombinieren. Eine Interpretation der Ergebnisse im Hinblick auf die ursprüngliche Themenstellung kann nur im Rahmen der angenommenen Feldordnung und im Duktus der mit der Zweckbestimmung verknüpften Argumentationslogik erfolgen. Wenn z.B. Policy Studies bzw. Politikfeldanalysen notwendig erscheinen, weil die Problemverarbeitung durch das politisch-administrative System im Vergleich zu einem früheren Zeitpunkt keine angemessenen Lösungen mehr anbieten kann, hat sich die Ordnungsstruktur des Fel-

des offenbar soweit aufgelöst, dass mit eher unstandardisierten, offenen Verfahren (z.B. abduktiv im Rahmen einer Fallstudie) geforscht werden sollte. Interessiert hingegen ein Überblick über die aktuell z.B. in der Familienpolitik eingesetzten Interventionsmittel, können diese standardisiert und relativ geschlossen gemäß der darin implizierten Zwecke erhoben und statistisch dargestellt werden, um dann per Induktionsschluss eine Mehrheitsaussage zu formulieren.

Im realpolitischen Gestaltungsfall sind entsprechend eine Bestandsaufnahme (Wahl der Instrumente und Strategien für Bestandserhebung wie Bestandsanalyse entsprechend dem Forschungsfall), die Umsetzung von ideellen und/oder materiellen Gestaltungsoptionen (Entscheidung hinsichtlich der gestaltbaren politischen Realität, Festlegung der Instrumente und Strategien für die Neu-/Umplanung und Vermittlung bzw. Implementierung des Vorhabens) sowie die notwendigen Evaluierungsmaßnahmen (für einzelne Schritte wie für den gesamten Prozess) zu entwickeln. Da politische Gestaltung meist erst dann eingefordert wird, wenn die aktuelle gesellschaftliche Praxis aufgrund zunehmenden Problemdrucks nicht mehr angemessen erscheint, ist daraus in der Regel auf ein ungeordnetes Problemfeld zu schließen. Insofern sind vermehrt unstandardisiert und offen angelegte Techniken der Wahrnehmung, der De- und Rekonstruktion gesellschaftlicher Erfahrungen oder der Intervention einzusetzen. Zumindest im Feld der politischen Bildung existieren bereits eine ganze Reihe methodisch-didaktischer Werkzeuge (z.B. Kuhn/Massing 2000), die unter verändertem methodologischen Fokus neu systematisiert werden könnten.

Mit der Pragmatik feministischer Empirie hat sich die Frauenforschung sehr frühzeitig auseinandergesetzt. Die method(olog)ischen *Postulate* von Maria Mies aus dem Jahr 1978 spitzten die Anfangsüberlegungen der Berliner Frauenuniversität zu. Auf Kritik unterschiedlicher Herkunft stieß die geforderte bewusste Parteilichkeit für die Aufhebung der Unterdrückung der Frau wie gegen eine verallgemeinert als Neutralität und Indifferenz verstandene Werturteilsfreiheit. (Letztere gilt auch in der bisherigen Normalwissenschaft nur im Begründungszusammenhang und nicht im Entdeckungs- oder Verwertungszusammenhang.) Maria Mies proklamierte weiterhin eine Sicht von unten im Dienste der beherrschten Gruppen, aktive Teilnahme an emanzipatorischen Aktionen, Veränderung des Status quo als Ziel von Forschung, Auswahl des Forschungsgegenstandes nach strategischen Erfordernissen der Frauenbewegung, und Organisation von Forschung als beidseitigen Bewusstwerdungsprozess für Forschende und Erforschte.

Bis Mitte der 1980er Jahre führte die methodologische Diskussion hinsichtlich des Begründungs- wie des Verwertungszusammenhangs weitgehend zu der Übereinkunft (vgl. Zentraleinrichtung 1984), dass es zwar keine spezielle Methode der Frauenforschung gebe, sich allerdings insbesondere offene prozessorientierte Ver-

fahren zur Erhebung qualitativer Daten eigneten, die bislang verschwiegenen oder verzerrt dargestellten Lebensrealitäten von Frauen zu erfassen. Für die Analyse bedeutet dies, sowohl den Entstehungsprozess von Daten und Ergebnissen als auch das Verhältnis zwischen den am Forschungsprozess Beteiligten mit ihren unterschiedlichen Erfahrungen, Vorstellungen und Ressourcen zu reflektieren und zu veröffentlichen, da nur so das entstehende Forschungsprodukt beurteilbar ist. Die durch Maria Mies' Postulate sich pointierende Diskussion nahm mit der Betonung des Ziels emanzipatorischer Veränderung verstärkt den Verwertungs- und Wirkungszusammenhang von Forschung in den konzeptionierenden Blick. Mies' Prinzipien der Parteilichkeit und Betroffenheit wurden im Kolleginnenkreis zwar äußerst kontrovers diskutiert, führten aber in der Folge in der *Auseinandersetzung um den Autonomieanspruch von Wissenschaft gegenüber politischen Zielsetzungen* zu den bereits angedeuteten deutlichen Positionierungen hinsichtlich des Entdeckungszusammenhangs feministischer Forschung (z.B. Becker-Schmidt 1985; Thürmer-Rohr 1987).

Trotzdem wurde bislang nicht nur in der politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung zu wenig reflektiert, wie die auf den Ebenen der Semantik und der Syntax getroffenen Entscheidungen die *Verwertung der Ergebnisse feministischer Forschung* lenken. Wenn z.B. eine konstruktivistisch orientierte Geschlechterforschung mit der Geschlechterdifferenz die Naturhaftigkeit hierarchischer Ordnung hinterfragt, wird auf der Syntaxebene eine unvollständige Ordnung angenommen und es werden abduktive oder induktive Schlusslogiken gewählt. Die Pragmatik dieser Ansätze ist ‚objektiv‘ in erster Linie auf Forschung ausgerichtet, wenngleich deren Ergebnisse auch im gesellschaftlichen Alltag andere Begründungen für politikrelevante Strukturen notwendig werden lassen und damit Veränderung ermöglichen. Die Pragmatik ist ‚subjektiv‘ auf eine Mittelwahl angelegt, die aufgrund des Erkenntnisinteresses und der begriffenen Ordnungsstruktur einen ergebnisoffenen Forschungsprozess gewährleisten muss. Somit liegt es in diesem Beispiel außerhalb des wissenschaftlichen Einflussbereichs, welche möglichen Erkenntnisse in der politischen Gestaltungspraxis wem wie nutzen werden.

6. Folgerungen

Meine Einordnung sozialwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung in eine Vergleiche erlaubende methodologische Ordnungsstruktur lässt für die Vergangenheit umfangreiche Klärungen sowohl des Entdeckungs- als auch des angestrebten Wirkungszusammenhangs erkennen. Anders sieht meine Einschätzung bezüglich des Begründungszusammenhangs aus, ohne den die Wirkung einer For-

schung oder Gestaltung faktisch nicht einzuschätzen ist. Zwar wurde in den Diskussionen der vergangenen beiden Jahrzehnte immer wieder auf Ursula Müllers Artikel „Gibt es eine spezielle Methode in der Frauenforschung?“ (1984) verwiesen, die darin den Blick von Methode im Sinne von Werkzeug umwendet auf einen feministischen Begründungszusammenhang. Die syntaktische Struktur wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse, die den Begründungszusammenhang nicht unerheblich bestimmt, wurde in der Folgezeit jedoch kaum analysiert. Insofern ist der *Begründungszusammenhang* bislang am wenigsten reflektiert worden. Nichtsdestotrotz folgte die feministische Forschungspraxis im Allgemeinen den hier thematisierten Bedingtheiten, indem häufiger qualitative Verfahren Verwendung gefunden haben. Dies entspricht dem durch die Berücksichtigung von Geschlecht veränderten Blick auf nahezu alle Themenfelder und der damit einzugestehenden unklaren Feldordnung, die die Mittelbestimmung prägt. Für die Zukunft sind jedoch Operationalisierungsentscheidungen, die dem empirischen Gegenstand entsprechend die Alternativen klar abwägen, erstrebenswert. Dafür müssten allerdings in den Curricula der Hochschulen Methodologiekurse einen festen Platz erhalten, da die Kenntnis der methodischen Werkzeuge alleine nicht ausreicht.

Wenn ich im Weiteren beurteilen möchte, welche Chancen Wissenschaftlerinnen haben, das Unthematisierte in den Methodendiskurs der in die Krise geratenen Normalwissenschaft⁷ einzubringen und damit eventuell eine andere Diskurskultur einzuleiten, sind für einen ersten Blick die wissenschaftlichen Gesellschaften das angemessene Objekt: In der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW) existiert erst seit dem Herbst 2003 eine ad-hoc-Gruppe „Empirische Methoden“, über deren Mitgliederstruktur mir keine Informationen vorliegen. In der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) hatte sich die Sektion „Methoden der empirischen Sozialforschung“ Mitte der 1960er Jahre gegründet, um den wissenschaftlichen Austausch zwischen empirisch arbeitenden SoziologInnen an Forschungs- und Umfrageinstituten und an den sich etablierenden Universitätsinstituten zu fördern. BewerberInnen werden heute nur als bereits Promovierte nach einem Probevortrag und unter der Bedingung, dass die Mehrheit der Mitgliederversammlung zustimmt, als Mitglieder aufgenommen. Derzeit (Ende 2003) sind 23 Wissenschaftlerinnen und 116 Wissenschaftler im Mitgliederverzeichnis dieser

⁷ Ein Faktum, das auf die im Kuhn'schen Sinn verstandene Krise hinweist, ist die zunehmende Zersplitterung der wissenschaftlichen Gesellschaften in immer mehr Sektionen, Arbeits- und Ad-hoc-Gruppen, die kaum mehr durch inhaltliche Komplexität der Gegenstände zu begründen ist. Sie scheint eher auf nachlassende Bindungskraft zentraler wissenschaftstheoretischer Leitbilder und auf mangelnden Willen zur Zusammenarbeit und zur Verknüpfung verschiedener Positionen zu verweisen. Speziell im Methodenbereich besinnt sich kaum jemand auf gemeinsame Strukturen, sondern für jedes ‚neue‘ Verfahren wird eine eigene Arbeits- oder wissenschaftliche Gemeinschaft gegründet mit eigenen Tagungen, Fortbildungsveranstaltungen etc.

DGS-Sektion verzeichnet, von denen 5 bzw. 66 der Statusgruppe der ProfessorInnen angehören (vor einer Bereinigung des Mitgliederverzeichnisses im Jahr 1994 waren es 10 Frauen und 106 Männer, von denen 2 bzw. 59 ProfessorInnen waren). Im Oktober 1997 wurde zudem eine Arbeitsgruppe (AG) „Methoden der qualitativen Sozialforschung“ gegründet, aus der im Herbst 2003 eine Sektion hervorging. Diese zweite Methodensektion weist derzeit 73 Wissenschaftlerinnen und 86 Wissenschaftler im Mitgliederverzeichnis auf, von denen 10 bzw. 27 ProfessorInnen sind. Die Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen in der Sektion mit quantitativer Ausrichtung kann nicht dadurch erklärt werden, dass Frauen weniger (gerne) empirisch forschten. Und der scheinbare Zusammenhang zwischen Genusgruppenzugehörigkeit und Methodenpräferenz ist bereits früher widerlegt worden (z.B. Becker-Schmidt/Bilden 1991: 24). Vielmehr lässt die Genusgruppenverteilung in den beiden Methodensektionen der Soziologie darauf schließen, dass insbesondere ein Teil der quantitativen Methoden *zum Hort der zu bewahrenden Normalwissenschaft stilisiert* wird. Davon ausgehend, dass gerade das Verschwiegene hochwirksam sein kann, ist gemäß meinen bisherigen Betrachtungen vor allem die Syntax wissenschaftlichen Handelns zu beachten, um diese Stilisierung zu unterlaufen.

Im sich abzeichnenden Prozess wissenschaftlichen Wandels ist zu vermuten, dass mit der *Syntax* von Theorie und Empirie zugleich die *Zentralreferenz patriarchaler Normalwissenschaft* geschützt werden soll. Dieser Schutz funktioniert, indem (offensichtlich vor allem quantitative) Methoden weitverbreitet als Geheimwissen gehandelt werden. Zwar gehören Statistik, multivariate Datenanalyse und Methoden quantitativer Sozialforschung inzwischen zum Pflicht-Kanon eines jeden sozialwissenschaftlichen Studiums – jedoch spezialisieren sich nur sehr wenige Studierende in diesem Bereich, obwohl gute Methodenkenntnisse als Distinktionskriterium für Wissenschaftlichkeit gelten. Die von mir hier dargelegten syntaktischen Aspekte methodologischer Entscheidungen gehören allenfalls in Spezialseminaren zur Ausbildung. Gelehrt werden hauptsächlich Techniken mit wenig Bezug auf die Kontextbedingungen ihres Einsatzes – und dies häufig nur im Rahmen von Sekundäranalysen am Computer statt im Feldeinsatz. Die (karriere-)relevante *Vermittlung* von Methoden geschieht so nach wie vor eher *in einem direkten Lehrer-Schüler-Verhältnis* (z.B. im Rahmen von Forschungsprojekten), das an traditionelle Meisterschulen erinnert. Und um SchülerIn zu werden, muss sich mensch in der Regel bewerben und wird aufgrund der milieumäßigen Passungen ausgewählt (z.B. ist BewerberInnen um die Mitgliedschaft in der DGS-Methodensektion/quantitativ vor ihrem Vorstellungsvortrag häufig nicht klar, welche Kriterien dieser erfüllen muss, damit die anwesenden Mitglieder für Aufnahme plädieren). Damit greifen alle bekannten Benachteiligungsmechanismen, denen Frauen in der Wissenschaft unterliegen.

Das angesprochene hierarchische Meister-Verhältnis hat sich im deutschen Wissenschaftssystem in der weit verbreiteten Schulbildung fortgesetzt. Die damit verbundenen *communities* treten in Konkurrenz zueinander und versuchen mit allen möglichen Mitteln, ihre Einflussphäre zu erweitern oder zumindest zu bewahren. Im Bereich empirischer Sozialforschung stehen nicht nur VertreterInnen qualitativer gegen VertreterInnen quantitativer Methoden. Vielmehr erfolgen Abgrenzungskämpfe auch zwischen VertreterInnen spezifischer Verfahren innerhalb eines Paradigmas. So gewährleistet allein die Zugehörigkeit zu einer berufsständischen Organisation keineswegs die Akzeptanz oder gar die Unterstützung der anderen Mitglieder. Die offiziell ausgetragenen Streitpunkte – wie z.B. der um die Güte qualitativer oder quantitativer Verfahren – scheinen zu verobjektivieren, wer die Kernaussagen der jeweiligen Disziplin zukünftig bestimmen darf. Entsprechendes gilt für die Frage der Qualifikation und Eignung von Frauen für Leitungspositionen. Da es, laut Thomas Kuhn, auch bei der Wahl eines Paradigmas – wie bei politischen Revolutionen – keine höhere Norm als die Billigung durch die maßgebliche Gemeinschaft gibt, sollten deren Kriterien zumindest klar sein. Im verminten Feld wissenschaftlicher Methodendiskurse trägt meine hier vorgestellte Strukturierung dazu bei, vorgeschobene Argumente schneller aufdecken zu können.

Trotzdem wird es vielen LeserInnen wenig nutzen, zukünftig mit verändertem Blick auf die Argumentation empirischer Arbeiten schauen oder die eigenen Vorhaben mit materialangemesseneren Begründungen präsentieren zu können. Aber eventuell wird die Einschätzung der erfahrenen Abwehrstrategien klarer – ob es um einen abgelehnten Forschungsantrag geht oder um eine nicht zugesprochene Stelle. Weder führen moralische Empörung ob der erfahrbaren Ungerechtigkeit oder normative Forderungen einer Gleichbehandlung zu Veränderungen noch das Mitschwimmen im Strom derer, die durchaus begründet in der Empirie auf gegenstandsangemessene Methoden bzw. bei Stellenbesetzungen auf ein ausschreibungsangemessenes Qualifikationsprofil insistieren. Da, wo es um Definitionsmacht und Steuerungsmöglichkeiten geht, erfolgen Besetzungen von Themen wie von Stellen großenteils gemäß traditioneller Patronage, die nicht nur Frauen von zentralen Bereichen fernhält. Folge ich der dichotomisch konstruierten Kuhnschen Einschätzung wissenschaftlichen Fortschritts, so sind rationale Diskurse – also Begründungen auf dem Wege des Austausches von Argument und Gegenargument – nur innerhalb fortwährender Normalwissenschaft möglich.

„Beim Übergang von einem Paradigma zu einem anderen spielt nicht einmal die Rhetorik, sondern vorzugsweise die Eristik die entscheidende Rolle“, verstanden „als die Technik, andere mit allen denkbaren sophistischen Tricks zu überreden oder zu indoktrinieren“ (Ritsert 1996: 199).

Diese eher düstere Einschätzung soll nun nicht dazu führen, dass wir uns nicht mehr um eine feministische Erkenntnis fördernde Theorie und Empirie bemühen. Methodologisches Denken kann dabei zumindest die beiden folgenden Ergebnisse hervorbringen: Zum einen fördert es das Begreifen des eigenen – hoffentlich lustvollen – Forschens und Gestaltens. Zum anderen legt es den Schluss nahe, dass die Veränderung der Welt einschließlich der Wissenschaft mit nicht-rationalen Mitteln leichter gelingen könnte (vgl. Schopenhauer 1983).

Literatur

- Allmendinger, Jutta/von Stebut, Nina/Fuchs, Stefan 2002: Frauen in der Wissenschaft. Gutachten für die Enquete-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft“ des Deutschen Bundestages (AU Stud 14/37).
<http://www.bundestag.de/gremien/welt/gutachten/index.html> (04.01.2005)
- Althoff, Martina/ Bereswill, Mechthild/Riegraf, Birgit (Hrsg.) 2001: Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen. Opladen
- Becker-Schmidt, Regina 1985: Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. In: Feministische Studien, 4(1985)2, S. 93-104
- Becker-Schmidt, Regina 1999: Frauen-, Geschlechter- und Geschlechterverhältnisforschung in Naturwissenschaft, Technik und Medizin. http://www.nffg.de/b_vortragbs.htm
- Dies./Bilden, Helga 1991: Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung. In: Flick, Uwe/v. Kardorff, Ernst/Keupp, Heiner/v. Rosenstiel, Lutz/Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München, S. 23-30
- Breckner, Ingrid/Sturm, Gabriele i.A.: Raumerkundung – gesellschaftliche Räume im Blickfeld von Wissenschaft und Praxis. Ein transdisziplinäres Methodenlehrbuch. Feministische Studien 11(1993)2: Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘. Weinheim
- Flick, Uwe 1991: Triangulation. In: Ders./von Kardorff, Ernst/Keupp, Heiner/von Rosenstiel, Lutz/ Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München, S. 432-434
- Hagemann-White, Carol/Kavemann, Barbara/Kootz, Johanna/Weinmann, Ute/Wildt, Carola C. 1981: Hilfe für mißhandelte Frauen (Abschlußbericht der wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojektes Frauenhaus Berlin). Bonn
- Harding, Sandra 1990: Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht. Hamburg
- Klinger, Cornelia 1990: Bis hierher und wie weiter? Überlegungen zur feministischen Wissenschafts- und Rationalitätskritik. In: Krüll, Marianne (Hrsg.): Wege aus der männlichen Wissenschaft. Pfaffenweiler, S. 21-56
- Krais, Beate (Hrsg.) 2000: Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt. Frankfurt a.M.
- Kriz, Jürgen/Lück, Helmut E./Heidbrink, Horst 1990²: Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Eine Einführung für Psychologen und Humanwissenschaftler. Opladen

- Kuhn, Hans-Werner/Massing, Peter (Hrsg.) 2000: Lexikon der politischen Bildung Band 3: Methoden und Arbeitstechniken. Schwalbach/Ts.
- Kuhn, Thomas S. 1973: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (mit Postskriptum). Frankfurt a.M.
- Mickel, Wolfgang W. 2000: Methodenbegriff. In: Kuhn, Hans-Werner/Massing, Peter (Hrsg.): Methoden und Arbeitstechniken. Schwalbach/Ts., S. 107-109
- Mies, Maria 1978: Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 1, S. 41-63
- Müller, Ursula 1994: Gibt es eine spezielle Methode in der Frauenforschung? In: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin (Hrsg.): Methoden in der Frauenforschung. Frankfurt a.M., S. 29-50
- Ritsert, Jürgen 1996: Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften. Münster
- Schlücker, Karin 2003: Zählen oder interpretieren, beobachten oder interagieren? Die Debatte um qualitative und/oder quantitative Methoden und das Verhältnis zwischen Forschenden und ihren Objekten. In: Niekant, Renate/Schuchmann, Uta (Hrsg.): Feministische Erkenntnisprozesse – Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis. Opladen, S. 105-120
- Schopenhauer, Arthur 1983: Eristische Dialektik *oder* Die Kunst, Recht zu behalten. Zürich
- Sommeruniversität e.V. (Hrsg.) 1977: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen – Juli 1976. Berlin
- Statistisches Bundesamt 2004: Frauenanteile in verschiedenen Stadien der akademischen Laufbahn. <http://www.destatis.de/basis/d/biwiki/hochtab8.php> (04.01.2005)
- Sturm, Gabriele 1994: Wie forschen Frauen? Überlegungen zur Entscheidung für qualitatives oder quantifizierendes Vorgehen. In: Dietzinger, Angelika/Kitzer, Hedwig/Anker, Ingrid/Bingel, Irma/Haas, Erika/Odierna, Simone (Hrsg.): Erfahrung mit Methode – Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Freiburg, S. 85-104
- Dies. 2003a: Der Begriff des Raums in der Physik – eine soziologische Perspektive. In Krämer-Badoni, Thomas/Kuhm, Klaus (Hrsg.): Die Gesellschaft und ihr Raum – Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen, S. 233-249
- Dies. 2003b: Geschlecht als Kategorie. In: Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung (Hrsg.): Vorlesungen zu Gender Studies und feministischer Wissenschaft – Perspektiven auf feministische Wissenschaft. Marburg, S. 22-43
- Dies. 2004: Forschungsmethodologie – Vorüberlegungen für eine Evaluation feministischer (Sozial-) Forschung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden
- Thürmer-Rohr, Christina 1987: Der Chor der Opfer ist verstummt. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 11, S. 71-84
- Wetterer, Angelika 2000: Noch einmal: Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität. In: Kraus, Beate (Hrsg.): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Frankfurt a.M., S. 195-221
- Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin (Hrsg.) 1984: Methoden in der Frauenforschung. Frankfurt a.M.